

Einer alten Gepflogenheit entsprechend, veröffentlicht der Generalsecretär der Oesterreich-ungar. Bank anlässlich der bevorstehenden Privilegiumsverhandlungen ein umfangreiches Werk über die abgelaufene Verwaltungsperiode der Notenbank. Wenn der Text desselben auch nicht einen so tiefen Einblick in das gesammte wirtschaftliche Leben und dessen Entwicklung gewährt als es der auf das Wesentliche gerichtete klare Verstand L u c a s zu bieten vermochte, so enthalten doch Text und Tabellen eine so große Fülle von Material zur Beurtheilung der Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens und vor allem des Geld- und Creditwesens des Reiches, dass wir unseren Abgeordneten ein intensives Studium dieses Werkes nur dringend empfehlen können. Den interessantesten und wertvollsten Theil desselben bilden, wenn auch die darin niedergelegten Ideen keinen Anspruch auf Neuheit machen, die Ausblicke, welche der Autor auf die weitere Entwicklung unserer Valutareform thut, und die Voraussetzungen, an welche er die Aufnahme der Barzahlungen knüpft. Denn man kann unsere Minister und Abgeordneten — vor allem in Ungarn — nicht eindringlich genug vor Optimismus nach dieser Richtung hin warnen, nicht oft genug erklären, dass unser Goldschatz in der Höhe, welche er nach Durchführung unserer bisherigen Valutaregeln erreicht haben wird, zur Aufnahme der Barzahlungen absolut unzureichend ist, ferner, dass man nicht noch einmal die Währungsreform durch Conversionen und billige Anleihen compromittieren darf, schließlich, dass es in einem Reiche nur einen Zinsfußpolitik treibenden, den Geldmarkt regulirenden Factor geben darf und dass dieser in den gegebenen Verhältnissen eine unabhängige Notenbank sein muss. Was wir in diesem Werke vermissen, und zwar umso mehr in diesem Augenblicke, in welchem die Organisation der Notenbank aufs schwerste bedroht ist, das ist die schlagende Beweisführung von der Nothwendigkeit der Erhaltung derselben, von den Gefahren, welche eine Aenderung in sich birgt. Dieser Beweis wird nicht einmal versucht. Man wende nicht ein, dass, als dieses Werk geschrieben wurde, die von den Regierungen ausgearbeitete Neuorganisation noch nicht bekannt war. Jedensfalls war es bekannt, dass ein Attentat auf die bestehende Organisation seitens der Regierung beabsichtigt war, und der Beweis, von dem wir reden, hätte kein negativer gegen diesen oder jenen Statutenentwurf, sondern ein positiver für das heutige Statut sein sollen. Und dazu wäre in diesem Werke der beste Platz gewesen. Erwähnen möchten wir, dass wir inmitten des reichen Materials, welches in den Tabellen niedergelegt ist, einzelne Aufstellungen vermissen, z. B. die schon längst an dieser Stelle gewünschte Gruppierung der escomptierten Wechsel nach ihrem Zahlungsorte und eine Aufstellung, welche gewiss nach verschiedenen Richtungen hin interessant wäre, nämlich inwiefern von dem Rechte, welches durch die Statutenänderung vom Jahre 1887 gewährt wurde, Wechsel ohne Unterschrift einer protokollirten Firma in Escompte zu nehmen, Gebrauch gemacht wird; wir wollen hiemit die Anregung für eine Veröffentlichung solcher Aufstellungen für die Zukunft geben. **H**

Kunst und Leben.

Die Premidren der Woche. Paris. Ambigue. „Les deux Gosses“ von Pierre Decourcelle. Köln. Stadttheater, „Narciss“, Gastspiel von Friedrich Witterwurzer. G o t h a. Hoftheater, „In Flammen“, Musik von Marschall.

Im Deutschen Volkstheater ist ein schlechtes Stück von Richard Skowronnek, „Im Forsthaufe“, ausgezischt worden. Herr Skowronnek hat neulich in Berlin einen Recensenten, der ihn tabelte, auf krumme Säbel gefordert. Man thut darum besser, vorderhand über ihn nicht zu schreiben; denn würde man versuchen, sein Stück zu entschuldigen, so könnte man der Feigheit geziehen werden; sagt man ihm aber, wie roh und hässlich es gewirkt hat, so könnte das wieder prahlerisch und wie Forstaterie aussehen. So oder so wird jetzt jede Recension über ihn befangen und verdächtig scheinen. Es bleibt also nur zu constatieren, dass alle Mühe, aller Eifer der Damen Wachner, Bauer und Keller, der Herren Christians, Wallner, Meixner, Eppens und Weiß dem Stücke nicht helfen konnten. **H. B.**

Die Aufführung des „Wilhelm Tell“ im Raimundtheater gab zu zwei bemerkenswerten schauspielerischen Leistungen Gelegenheit. Der Melchthal des Herrn Klein war ein lebendiger, überlebendiger Kampf gegen die todte Tradition der Schiller-Darstellung; vielleicht sogar gegen das dramaturgische Glaubensbekenntnis des Dichters. Jedes Wort bemühte sich Herr Klein, aus der Situation des Menschen in seiner Rolle und nicht aus dem Versmaß und declamatorischen Redefluss des Dichters zu interpretieren. Dass diese Bemühung stellenweise bemerkt wurde und so den naiven Effect des Stückes zerriß, ist nur zum geringsten Theile die Schuld des Darstellers. Leichter hatte es diesbezüglich Herr Schildkraut als Attinghausen; seine Rolle verträgt viel eher die volle abstracte Schiller'sche Diction, ohne an Charakter zu verlieren. Das war aber auch ein Attinghausen von einer so natürlichen, mühelos charakterisirten Art, dass er, ohne es zu wollen, wie etwas Neues, Modernes, Unerwartetes wirkte. Herr Schildkraut hat eine Mitterwurzer'sche Seite: die Komödiantennatur; er zieht aus der bloßen Freude an seinem Komödienstücke mehr Kraft und Sicherheit, als Verstand und Absicht gewähren können. Neben diesen beiden wäre höchstens noch Herr Ranzenberg zu erwähnen, weil er die Hauptrolle spielte. Er war weder schlecht noch gut. **A. G.**

Bücher.

G. H o d e k. „Zur Zuckersteuerfrage anno 1896.“ Prag 1896 Selbstverlag.

Es ist nicht viel, was in der Broschüre der Präsident des Vereines der Zuckerindustrie für Böhmen verlangt. Eine Erhöhung der Ausführprämien um zehn Millionen und Sicherung eines Ertrages für all' die in der Zeit der Ueberproduction entstandenen Fabriken durch Contingentierung der Production vonseiten des Staates. Begründet werden diese begehrenden Forderungen mit der Nothlage der Zuckerindustrie und der Landwirtschaft, obzwar es nicht recht erklärlich ist, warum der Staat der Landwirtschaft auf dem Umwege über die Zuckerindustrie, auf welchem doch immerhin so einiges von den zehn Millionen verloren gehen dürfte, Hilfe gewähren soll, da er es doch direct durch Herabsetzung der Grundsteuer für Rübenselder viel sicherer thun könnte. Aber die Zuckerindustrie bedarf, da Zucker in London Ende 1895 10/11 $\frac{1}{4}$ gegen 8/7 $\frac{1}{2}$ am gleichen Tage des Vorjahres notierte, bei niedrigerem Rübenpreise, die Qualität der Rübe eine gute und das Angebot durch die Ereignisse in Cuba (das 14 Procent der Gesamtproduction lieferte) ein geringeres ist, auch gar nicht so dringend der Hilfe, wie es der Verfasser der vorliegenden Schrift glauben machen will. Sollte nun aber — was unbedingt abzuwarten ist — Deutschland wirklich seine Ausführprämien erhöhen, so müßte darin allerdings auch Oesterreich, um concurrenzfähig zu bleiben, folgen, keineswegs aber in dem von Herrn Hodek gewünschten Maße. Die Prämie betrug früher in Deutschland M. 1.25 (65 kr.) und bei uns factisch 80 kr., also nur um 15 kr. mehr; es scheint demnach durch nichts gerechtfertigt, wenn Deutschland die Prämie auf M. 4 (2 fl. 40 kr.) erhöht, dieselbe in Oesterreich auf fl. 3 festzusetzen, wodurch die Prämie um 60 kr. höher wäre als in Deutschland. Auf jeden Fall aber muß einer staatlichen Contingentierung entgegengetreten werden, welche die Produktionskosten erhöhen und nur einen Ansporn zur Gründung neuer Zuckerfabriken herbeiführen würde, ganz abgesehen davon, dass auch die Bestimmung des jeder Fabrik zuzutheilenden Quantum, welches alljährlich unter Berücksichtigung der Qualität und Quantität der Rübenernte neuerlich erfolgen müßte, schwierig und kaum durchführbar wäre. — Ueberdies steht es den Zuckerfabriken ja frei, sich, wie sie das bezüglich des Conjunzuckers ja bereits thaten — im Wege des Cartells über die Menge des überhaupt zu erzeugenden Zuckers zu einigen. Es kann aber nicht Aufgabe des Staates sein, auf Kosten des Conjuns die Zuckerindustrie vor jeder unglückigen Conjunctur zu schützen. Der Hinweis auf Rußland wäre wohl besser unterblieben, denn es ist doch bekannt, dass der russische Finanzminister die consumierende Bevölkerung in sehr wirksamer und nachahmenswerter Weise gegen die Uebergriffe des russischen Zuckercartells in Schutz zu nehmen genöthigt war. **B-I.**

Abolphe Ketté: „Similitudes“. Paris, Bibliothèque Artistique et Littéraire. 1895.

Das ist ein merkwürdiges und hohes Buch. Ein junger Dichter hat es geschaffen und in dem Entstehungsvermerk, der den Schlusszeilen nachgesetzt ist — Guermantes, Mars-Mai 1895 — befähigt er den Eindruck, den man von dem Buche gewinnen muß, denn es spricht aus jeder Seite die ganze wilde Frische des französischen Frühlings den Leser an. Der kritische Verstand verstummt vor solchen Werken, sie können nur gemessen werden an dem Maße der Begeisterung, die sich aus ihnen löst, weil sie in ihnen ist, weil sie zwischen den Zeilen bebt und flimmert. Hier geht ein Dichter mit leuchtenden Blicken durch das Leben, man folgt ihm, denn er reißt mit sich fort, und es wäre thöricht und kläglich, wollte man Schritte wagen, wenn's ein Flug ist. — Von dem Passionsweg des Armen spricht das Buch, von seinem Martertod am sechsten Tage und von seiner Verkürzung am siebenten. Der Dichter weiß seinen Namen, er nennt ihn Guillaume, die Menschen aber nennen ihn „den Armen“. Denn er geht elend und barfuß über die Straßen und hat kein Fach, wohin er sein Haupt lege, und er nährt sich von der Barmherzigkeit der Menschen im Winter und im Sommer von der Barmherzigkeit der Natur. Und einen Armen nennt man ihn, denn er hat keinen Verstand für die Dinge, die ihn umgeben, und in seinem Herzen ist er ein Kind geblieben. Und dennoch ist er ein Reicher, reicher als jene, die ihn den Armen nennen, denn er hört Stimmen, die anderen nicht vernehmlich sind, Stimmen, die aus den dampfenden Schollen der Erde zu ihm sprechen und aus den Mohnblumen am Felde, und auch das Drachenblut, das die Sprache der Vögel lehrt, hat seine Lippen genezt. Und was den Menschen unsichtbar bleibt, sieht er, die Seele im Kelche der Blumen und die Wahrheit, die hinter den Dingen lauert, und in dem Purpurglanz des Sonnenunterganges hat ihm am Horizont das Land gewinkt, von dem die Stimmen ihm gesprochen und die Vögel ihm gezwitschert haben, und in dessen Gefilden die Blume „Gerechtigkeit“ blüht. So zieht er über die Straßen, dem Lande zu, arm, fremd und heilig. Uns aber, die wir gewohnt sind, hinter den endlichen Dingen das Symbol des Ewigen zu schauen, das sie leuchtend in sich bergen, straßt aus dem Armen, der durch die Lande schreitet, hell und groß die Idee entgegen: Die am ersten Tage schlichteren an die Hölle der Feldarbeiter geht, wenn nach den Sonnenmühen des Tages die schwieligen Hände mit gekrümmten Fingern schwer am Schoße ruhen; die am zweiten Tage mit lautem Wort die Revolte predigt, den Arbeitern im Weinberge; die sich am dritten Tage drohend erhebt zwischen dem Mann auf der Tribüne und den verblendeten Menschen, die seinen Tiraden lauschen; die die Urne mit den weißen Zetteln wüthenden Fußes zerstampft; die am vierten Tage von dem erschreckten Pfaffen und Ammann geknebelt und am fünften in das graue Haus gesperrt wird, wo man am Heiligthum des Menschengeistes mit starren Formeln stündigt; die am sechsten Tage von den Epheben, die sich um eine bunte Fahne scharen, gesteinigt werden wird, um am siebenten im Bruderfuß der freien und starken Männer aufzuerstehen, die von Norden und Süden, von Westen und Osten zum Grabe am Kreuzweg gekommen sind, den Sieg zu künden. — Aus dem Glauben an diesen Sieg ist das Buch entstanden. Darum ist es ein religiöses Buch geworden. Darum spricht der Arme die licht verzierte Sprache der Evangelisten. Ihm tönt der Geist nicht aus den Wolken, sondern aus dem Hauche, der über die Erde zieht, und darum begreifen die Greise seine Reden nicht mehr, und darum wenden sich die Männer von ihm ab. Nur die Kinder verstehen ihn, die jungen Mädchen, in denen das